



# MUSIKER IM AUSLAND

## KULTURSTRÖME UM DIE WELT?

*Das Weltmusikensemble Quadro Nuevo ist immer unterwegs. Musikalisch wie geografisch.  
Das Ergebnis: musikalische Vernetzung auf allen Ebenen.*

VON STEFAN FRITZEN

ZUNÄCHST DACHTE ICH, MEINE VEREHRTEN LESER, DIES SEI EIN »LOBGESANGTHEMA«. BEI INTENSIVEREN RECHERCHEN MUSSTE ICH ABER FESTSTELLEN, DASS SICH IN DAS ROSAROT EINES MUSIKALISCHEN JUBEL-INTERNATIONALISMUS ZUNEHMEND GRAUTÖNE MISCHTEN, DA DIE BLICKRICHTUNG DER BETRACHTUNG ZU UNTERSCHIEDLICHEN ERKENNTNISSEN FÜHRTE.

Ein kleiner Blick in die Musikgeschichte der vergangenen 400 bis 500 Jahre lehrt uns, dass Musik und Künstlertum schon immer ein internationales »Geschäft« waren, bei dem man voneinander lernte und begierig war, innovatives Denken aufzunehmen und in phänotypische Kulturtraditionen zu integrieren. Ich erinnere nur an die mittelalterlichen Troubadoure, die Gregorianik, an den Einfluss der italienischen Oper oder international wirkende Komponisten wie Heinrich Schütz, Claudio Monteverdi, Carl Stamitz, Georg Friedrich Händel, Giacomo Meyerbeer oder Gaspare Spontini. Sie alle und viele mehr haben das deutsche und europäische Musikleben gestaltet, bevor man klassifizierend von Ausländern oder Inländern sprach.

### KUNST GEHT ZU BROT

Wenn wir also heute glauben, besonders fortschrittlich zu sein, weil indische Weltmusikgruppen in Europa gastieren oder deutsche Jazzmusiker Erfolge in New York feiern, unterliegen wir dem Irrtum einer völligen Überbewertung unserer heutigen Leistungen und der internationalen Vernetzung und feiern uns als »wahre Kosmopoliten«, die die richtigen Lehren aus der Geschichte gezogen hätten.

Bertolt Brecht prägte in der »Dreigroschenoper« den zwar zynischen, nichtsdestotrotz richtigen Satz: »Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral.« Diese Erkenntnis gilt nicht nur für die sozialen »Völkerwanderungen« unseres Jahrhunderts, sondern auch für den einzelnen Musiker, der immer dorthin geht, wo er Erfolg für sich vermutet und seinen Lebensunterhalt verdienen kann.

Dass dies schon immer so war, ist in dem 1984 gegründeten Musikanntenlandmuseum auf Burg Lichtenberg in der Pfalz bei Kusel eindrucksvoll dokumentiert. In diesem Museum werden die weltweiten Wanderbewegungen von Musikanten zwischen den Jahren von 1850 bis zum Ersten Weltkrieg dargestellt. Man sieht alte Instrumente, handgeschriebene Notenblätter von sogenannten Piecen, frühe Fotografien der Musiker und erfährt Genaues über Rang und Stand der »fahrenden« Künstler, deren Wege bis nach Amerika führten, wo sie auch in Orchestern in Boston oder New York mitmusizierten und die amerikanische Orchesterkultur positiv beeinflussten. Sowohl Ansehen als auch Auskommen der Musikanten waren in der deutschen Heimat oft sehr problematisch, kamen diese Musiker doch aus einfachsten Verhältnissen oder waren böhmischer oder jüdischer Herkunft. Viele dieser Musiker kamen nach Jahren mit einem erweiterten Bildungshintergrund in die Heimat zurück, fanden Anstellungen in den Theatern und Orchestern oder gründeten Ausbildungseinrichtungen, wie zum Beispiel die Stadtpfeifen.

### BITTE NICHT IMMER EINTOPF!

Einer ideologischen »Verwurstung« gewachsener Kulturtraditionen zugunsten eines unreflektierten Weltkulturbegriffs stehe ich zunehmend skeptisch gegenüber. Kunst und Kultur werden zu einem massenwirksamen »Einheitsbrei«, und Gewinner ist, wer die effektivsten Licht-Shows für das Publikum noch »dazupackt«. Event um jeden Preis?! Hinter dieser »internationalistischen« Denkungsart steht das merkantile Quotenstreben, das um des Gewinns willen den Wert jedes regionalen Kulturlebens mindestens infrage stellt. Die Länder und Regionen mit ihren manchmal etwas kleingeistig wirkenden Traditionen ermöglichten allerdings erst ursächlich die ungeheure kulturelle und künstlerische Blüte und Vielfalt, die den geistigen Reichtum Europas ausmacht.

## QUO VADIS EUROPA?

Ich erinnere mich noch gut daran, wie unsere Politiker vor Jahren von der EU als von einer Gemeinschaft der Regionen schwärmten und vom Reichtum dessen, was diese Regionen kulturell zum Nutzen und Vergnügen aller einzubringen in der Lage wären. Wie haben wir die europäische Gemeinschaft für diese Vision geliebt! Heute hat sich diese »Gemeinschaft« zu einer monströsen Bürokratie und Bankendiktatur entwickelt, in der das Geschacher um Posten noch gnadenloser als auf Landesebene erfolgt, weil es um noch mehr Milliarden geht. Und wichtig ist nicht mehr der erhaltenswerte oder, besser, erhaltungspflichtige (!) Kulturreichtum der Völker und Regionen, sondern nur noch die nächste Milliarden-Tranche an den Staat X oder Y und die Sicherung der Wahlklientel. Jeder, der an die ursprünglichen Werte und Ziele erinnert und diese einfordert, wird als Populist abgetan. Von Kultur ist schon lange nicht mehr die Rede. Dass diese Denkungsart unmittelbare Auswirkungen auf die Kultur der Länder hat, liegt auf der Hand.

## FASZINATION DEUTSCHLAND

Deutschland ist seit vielen Generationen ein Magnet für Musiker aus aller Welt.



*Deutschland ist seit vielen Generationen ein Magnet für Musiker aus aller Welt.*

Durch seine Größe und zentrale Lage im Herzen Europas kann Deutschland Schnittpunkt und Schmelztiegel der großen Kulturströme von Ost nach West und Nord nach Süd genannt werden. Bedingt durch die Kleinstaaterei der vergangenen Jahrhunderte gab es eine einmalige Fülle an Theatern und anderen Kultureinrichtungen, die einen regelrechten Sog auf die Künstler in aller Welt ausübten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg kamen zunächst Musiker aus den östlichen Nachbarstaaten zu uns, dann verstärkt Amerikaner, und heute strömen Chinesen, Japaner, Koreaner oder Vietnamesen in unsere Orchester bzw. Kultur- und Bildungseinrichtungen. Besonders glücklich kann uns machen, dass nach dem Grauen der Nazizeit auch jüdische Künstler wieder in den deutschen Kulturbetrieb streben und, analog zum ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, unser Kulturleben wieder mit prägen. Sie alle füllen Lücken, die aus eigener Kraft auf dem erforderlichen Niveau nicht mehr zu decken wären. Auch beim Laien- und Liebhabermusizieren wirken heute viele Musiker aus den genannten Ländern mit und befruchten unser Breitenmusizieren.

## KULTURKRISE?

Der ererbte Kulturreichtum Deutschlands wurde nach dem Ersten Weltkrieg und der Abschaffung der Monarchien selbstverständlich von den bürgerlichen Kräften weiter gehütet. Er galt auch als geistige Legitimation der veränderten politischen Strukturen und ihrer Proselyten. Selbst in den Jahren der schlimmsten Diktaturen auf deutschem Boden von 1933 bis 1989 wurden diese lebendigen Traditionen nicht zerstört, sondern allenfalls, was schlimm genug war, der gerade herrschenden Ideologie anbequem.

Und heute? Ausgerechnet in der Zeit des größten Wohlstands in der deutschen Geschichte findet ein beispielloser Kultur- und Bildungsabbau statt, der den kulturinteressierten Bürgern unseres Landes die Haare zu Berge stehen lässt und den Fachkollegen im In- und Ausland das blanke Entsetzen ins Gesicht schreibt. Noch nie wurden in Deutschland so viele Theater und Orchester geschlossen oder kaputtgeschmupft! Renommierete Theater wie Chemnitz oder Dessau hatten immer das große Opernrepertoire auf dem Spielplan einschließlich der opulenten Wagneroper, die früher in Provinztheatern für nahezu unspielbar galten. Wenn in Dessau (Kategorie B) die

»Götterdämmerung« gespielt wird, kommen Musikinteressierte aus der ganzen Welt zu den Aufführungen. Ist dies nicht auch ein musikalischer Internationalismus? Die Liste der bedrohten Theater ließe sich quer durch Deutschland fortsetzen. Nach den sogenannten Sparmaßnahmen können etwa in Dessau eigentlich nur noch kleine Spielopern oder Musicals mit elektrischer Verstärkung gespielt werden.

**» Orchester leisten vielerorts die Bildungsarbeit, die an Schulen nur noch eingeschränkt stattfindet. «**

Das berühmte Händelfestspiel-Theater in Halle muss den Wegfall von 110 Stellen verschmerzen, darunter Musiker, Sänger, Balletttänzer, Schauspieler, Dramaturgen. Dieses traditionsreiche Theater wird schamlos zur »Wurzelbude« (Theaterjargon) degradiert. Unter den »Weggeschmupften« (Musikerzitat) sind viele Ausländer, die der Faszination unseres deutschen Musiklebens in ihrer Heimat erlegen sind und enorme Kulturimpulse in unsere Regionen gegeben haben. Sie sind oft hilf- und ratlos, da sie aus ihrer Heimat eine Hochachtung vor unserer Musikkultur und der Dichte der Theaterlandschaft mitgebracht haben, die sie heute zunehmend Lügen straft.

## AUSLÄNDISCHE KÜNSTLER BILDEN UNSERE KLEINSTEN

Dabei leisten die Theater und Orchester heute vielerorts die musikalische Bildungsarbeit, die an den Schulen nicht mehr oder nur noch eingeschränkt stattfindet. An Veranstaltungen wie »Kapelle für Kids« oder Kinderkonzerten bzw. Operaufführungen für unsere Kleinen sei hier nur erinnert. Sie werden ganz wesentlich von unseren ausländischen Kollegen, die aus ihren Heimatländern eine viel intensivere und effektivere Musikerziehung kennen, mit intendiert und mit gestaltet.

Auch an unseren Musikschulen und Hochschulen lehren Künstler aus aller Welt. Neben ihrer hohen Qualifikation in den Fächern unserer Musikkultur bereichern sie das Weltbild unseres Nachwuchses durch ihre eigene phänotypische Kulturprägung. Aber auch in diesen Bildungseinrichtungen wütet der kommunale Rotstift des Stellenabbaus. Musikschullehrer tingeln als musikalische Wanderer von Musikschule zu

Musikschule, sind eigentlich nur noch Stundengeber, jeglicher pädagogische Eros geht verloren und eine individuelle Prägung einer bestimmten Kommune oder Region findet kaum noch statt.

### INLÄNDER UND »DEUTSCHLÄNDER«

Ein nach wie vor ungelöstes Problem bildet die unzureichende kulturelle und musikalische Vernetzung unserer in Deutschland lebenden ausländischen Mitbürger, insbesondere der türkischen Menschen. Obwohl in den Medien und auch in den Kommunen gemeinsame Projekte initiiert werden und die kulturellen Wurzeln der Zugereisten dargestellt und als mit unserer Kultur durchaus kompatibel erklärt werden, gibt es nur wenige gemeinsame Berührungspunkte. Dies liegt möglicherweise auch an der Spezifik türkischer Musik, die noch immer weitgehend einstimmig ist mit ungewohnten Schleiftönen und Klangerezeugern. Aber ich kann auch nur schwer erkennen, dass türkische Kulturträger wirklich mit Vehemenz in unser Kulturleben streben. In Berlin existiert ein türkisches Konservatorium im Range einer Hochschule. Deren Ausstrahlung auf die allgemeine Kultursituation in Berlin ist allerdings relativ gering. Es studieren an dieser Einrichtung nur 350 Schüler und Studenten. Die wenigen türkischstämmigen Künstler, die in Deutschland erfolgreich sind, können meines Erachtens nicht als repräsentativ angesehen werden.

Auch kenne ich kaum türkische Musiker oder Schüler, die in unseren Kulturorchestern mitwirken, eine Ausbildung an einer Musikschule absolvieren oder in Orchestern des Laien- und Liebhabermusizierens mitspielen. In meinen Mannheimer Jahren hatte ich nur ein türkisches Mädchen, die in der Bläserphilharmonie Saxofon blies, allerdings uns alle mit ausgezeichneten Leistungen erfreute. Sie durfte jedoch an keiner Orchesterreise teilnehmen und ihre Eltern waren streng besorgt, die bundesdeutschen weltlichen Einflüsse nicht zu groß werden zu lassen.

#### **Nachtgedanken** (Heinrich Heine)

*Denk ich an Deutschland in der Nacht,  
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,  
Ich kann nicht mehr die Augen schließen,  
Und meine heißen Tränen fließen.*

Dieses Gedicht des großen Dichters (wir mussten in der Schule noch alle zehn Strophen auswendig lernen!), zeigt uns, meine verehrten Leser, dass man sich zu allen Zei-



*Unzureichend ist noch die kulturelle und musikalische Vernetzung ausländischer Mitbürger.*

ten Sorgen um unser schönes Land machen konnte. Ursachen liefert immer die beharrliche Saturiertheit reformunwilliger Gruppen und Grüppchen.

### » Um den Wert eines Theaters zu erkennen, muss ich erst einmal hineingehen. «

Der kulturelle Reichtum eines Volkes, heute würden wir von »Gesellschaft« sprechen, ist ein absolut schützenswertes Gut, an dem jeder Einzelne das Recht auf Teilhabe besitzt. Voraussetzung für diese Teilhabe ist Bildung! Solange wir uns nur noch für die allgemeine Bespaßung Zeit nehmen, immerfort auf der Suche nach dem »Superstar« sind und den »Größten aller Zeiten« bewundern, ohne über alle Zeiten wirkliche Kenntnisse erworben zu haben, werden wir auch nicht in der Lage sein, den Reichtum der eigenen Kultur und den anderer Völker schätzen und lieben zu lernen. Wir werden Fremdes gar nicht an uns herankommen lassen und mit unserem auf Materielles gerichteten Sinn wohligh vor uns hin dämmern.

#### MAHNENDE WORTE

Der Dirigent und Musikwissenschaftler Prof. Dr. Peter Gülke, Preisträger des diesjährigen Siemens-Musikpreises, des insgeheimen Nobelpreises für Musik, wies in seiner Dankesrede auf eine »gefährliche Erosion« in unserem kulturellen Leben hin. Sein dringender Appell galt dem Fortbestand unserer Kultur und er warnte da-

vor, dass sich »Deutschland noch zu Tode amüsiere«.

Die Zahl der »Rufer in der Wüste« wird größer. Ob sie sich allerdings zu einem Chor vereinen können, der dann auch zu den Ohren unserer Mandatsträger dringt, ist gegenwärtig noch zweifelhaft. Um den Wert eines Theaters zu erkennen, muss ich erst einmal hineingehen; um klassische Musik zu lieben, sollte ich doch ab und an in ein Konzert gehen. Frank Thiess sagt in seinem »Reich der Dämonen«, was den Staatsmann auszeichne, sei nicht der Geist, sondern die »Andacht zum Geiste«. Auch wenn die Berliner Philharmoniker in Japan auftreten und die Dresdner Staatskapelle in Salzburg musiziert, sind wir auf dem besten Wege, unsere internationale musikalische Reputation zu verspielen. Es gab einmal Bestrebungen, die deutsche Kulturlandschaft zum Weltkulturerbe zu erklären!

#### ABER BITTE MIT SAHNE?

Nicht der passive Genuss der Kunst bei uns gerade vorbeischauder Künstler aus dem Ausland, sondern der von der gesellschaftlichen Basis ausgehende internationale Kulturaustausch mit vielfältigen Begegnungen und Gesprächen wird unserem formulierten Thema gerecht. Meine verehrten Leser, lassen Sie uns handeln, gestalten und erhalten und überlassen wir nicht lethargisch alles den durch ihre Parteien nach vorn geschobenen Politikern und den mit diesen verbundenen politisch korrekten Medien. Musik und Kultur gehören uns und sie sind deshalb nur so gut im internationalen Vergleich, wie wir selbst sind! ■

# FÜRS LEBEN LERNEN

## DAS STUDIUM IM AUSLAND

VON KLAUS HÄRTEL

MAL INS AUSLAND GEHEN! WOHL JEDER HAT EINMAL DARÜBER NACHGEDACHT, SEINE HEIMAT HINTER SICH ZU LASSEN, UM IN FREMDEN LÄNDERN NEUE ERFAHRUNGEN ZU SAMMELN. UND SEI ES NUR FÜR EINE ÜBERSCHAUBARE ZEIT. MUSIKER SIND DA NICHT ANDERS. VIELMEHR IST DIE MUSIK JA OHNEIN EIN INTERNATIONALES »GESCHÄFT«.



Die Möglichkeiten, derlei Erfahrungen zu sammeln, sind vielfältig. Man kann etwa eine Art Freiwilliges Soziales Jahr (FSJ) absolvieren und in Bolivien Kinder in einem Waisenhaus erfreuen, auf Jamaika den Unterricht an Schulen ergänzen oder im Senegal in einer westafrikanischen Band spielen. Auch das Auswärtige Amt bzw. das Goethe-Institut ermöglichen Auslandsgastspiele von Nachwuchs- und Amateurensembles sowie Chören. Auch für professionelle Musiker gibt es über einen Zuschussfonds des Auswärtigen Amtes die Möglichkeit, finanzielle Unterstützung für ein Gastspiel im Ausland zu beantragen. Diese Unterstützung ist dabei durchaus in beiderseitigem Interesse. Musik spielt in der Wahrnehmung der deutschen Kultur im Ausland eine besondere Rolle. »Das liegt an der herausragenden deutschen Musiktradition, aber auch an der Vielfalt und Qualität des deutschen Musiklebens«, weiß man im Auswärtigen Amt. Konzerte deutscher Musiker im Ausland und die Zusammenarbeit mit lokalen Künstlern sind besonders geeignet, diese Musikkultur zu vermitteln und über Sprachbarrieren hinweg Verständigung zu schaffen.

Das Musikinformationszentrum des Deutschen Musikrates listet darüber hinaus insgesamt 18 Institutionen, die mit staatlicher finanzieller Unterstützung oder auch in privatwirtschaftlicher Trägerschaft bestimmte Aufgaben der Vermittlung, des Austausches sowie der Dokumentation wahrnehmen ([www.miz.org](http://www.miz.org)).

Eine weitere Möglichkeit ist die des Studiums im Ausland. Hier schlägt man dann zwei Fliegen mit einer Klappe: Man studiert *und* lernt fürs Leben. Wahrscheinlich ist es nie wieder so einfach, für längere Zeit ins Ausland zu gehen als während des Studiums. Es geht darum, Neues kennenzulernen, andere Menschen, Lebensarten und Sichtweisen – aber eben auch andere Lehrer, Methoden, ungewohnte Umgangsweisen mit Musik. Ein Auslandsstudium ist bis zu zwei Semester möglich. In Ausnahmefällen kann es auch verlängert werden. In der Regel lässt man sich an der Heimathochschule beurlauben. Im Ausland erbrachte Studien- und Prüfungsleistungen kann man sich anrechnen lassen. Programme sind etwa »Erasmus+« oder »PRO-MOS«. Die Hochschulen haben zahlreiche Partnerhochschulen. Da das Musikstudium in der Regel sehr durchgeplant ist, gilt es, den richtigen Zeitpunkt für ein Auslandssemester zu finden. Das kann zum Beispiel das Semester nach dem Bachelor sein.

Schließlich gibt es noch die »Königsdisziplin«: das komplette Studium im Ausland. Die Zugangsvoraussetzungen an den verschiedenen Hochschulen sind unterschiedlich. Gemein ist allen, dass Interesse an Musik und das Zeugnis der allgemeinen Hochschulreife für eine Zulassung nicht ausreicht. In der Regel muss man sich einer anspruchsvollen Eignungsprüfung unterziehen. Die Zahl der Studienplätze ist an den meisten Hochschulen zudem stark begrenzt.

Um einmal eine Ahnung davon zu bekommen, was Studenten motiviert, Musik im Ausland zu studieren, haben wir vier Musikerinnen und Musiker zum Thema befragt: Andrea Ikker von der Bayerischen Staatsoper in München, Lisa Outred von den Münchner Philharmonikern, Nina Ashton (Hochschule für Musik und Theater München) sowie Sebastian Saffer (Universität für Musik und darstellende Kunst Graz).

»Warum haben Sie sich überhaupt entschieden, ins Ausland zu gehen?«, lautete die erste Frage. »Als Flötistin kam eigentlich nur Paris infrage«, erzählt Andrea Ikker, »denn Frankreich war sehr lange eine Hochburg. Das Pariser Conservatoire National Supérieur de Musique stand in einer sehr großen Tradition mit klingenden Namen wie Jean Pierre Rampal und Marcel Moyse, der der Lehrer meines Lehrers Michel Debost war.« Ikker ist sich aber nicht sicher, ob das Conservatoire heute noch diesen Anreiz ausübt wie noch vor 25 Jahren. »Ich denke, dass im Zuge der Globalisierung die Grenzen zwischen französischen und anderen Schulen die Grenzen verwischen.« Der Austausch sei heute auch insofern größer, als dass auch die französischen Lehrer ins Ausland gehen. »Man kann deren Stil auch woanders studieren.«

Die Frage nach dem Studienort hat heute nicht mehr so viel mit dem Klang der jeweiligen Schule zu tun. Trompeter Sebastian Saffer weiß, dass in Graz etwa »der typisch deutsche Klang gelehrt wird. Und von Kol-

Foto: Archiv

legen weiß ich, dass sie absichtlich in Wien studier(t)en, da dort ein sehr spezielles Klangbild herrscht.« Früher sei der Fagottklang in England auch anders gewesen, meint Nina Ashton. Der Klang sei mittlerweile aber überall ähnlich, globalisierter. Sie selbst habe nie bei einem Engländer studiert. »Meine erste Lehrerin war Schottin, die in Deutschland studiert hatte. Andrea de Flammineis ist Italiener, Joost Bosdijk Holländer, Dag Jensen Norweger.« Bei der Australierin Lisa Outred hatte das Bayerische Jugendorchester auf seiner Reise nach Perth einen bleibenden Eindruck hinterlassen: »Besonderes den dunklen Klang der Oboen fand ich super.«

### »» Der Klang ist heute globalisierter. *Andrea Ikker* ««

Die Engländerin Nina Ashton hat nach ihrem Bachelor in London den Weg in die bayerische Landeshauptstadt gefunden. Seit Herbst 2012 studiert die Fagottistin und absolviert das dritte und vierte Master-Semester bei Dag Jensen: »Meine Lehrer in London haben mir Deutschland sehr empfohlen.« Aus mehreren Gründen: In London sind die Studiengebühren sehr hoch, von Mieten ganz zu schweigen. Die Lehrer in London seien allesamt sehr gut, doch der Unterricht ist »nur« ein Nebenjob. Alle haben auch eine Orchesterstelle. »Leider haben sie dadurch nicht so viel Zeit, sich auf die Studenten zu konzentrieren.« Nina Ashton ist derzeit Mitglied der Orchesterakademie des Bayerischen Staatsorchesters – »solche Institutionen gibt es in England nicht«. Positiv sei in München, dass die Vorbereitung auf die Probespiele, auf das »wahre Berufsleben« sehr gut seien.

Die Studienorte werden also nicht wegen der Stadt gewählt, sondern wegen der Lehrer? In Graz etwa lehrt mit Uwe Köller ein renommierter Professor und »ist somit für jeden Studenten eine Wunschartadresse«, erzählt Saffer. Eine eher nebensächliche Motivation sei sicherlich die (dem Franken doch sehr ähnliche) österreichische Mentalität gewesen. »Dass die Stadt so toll ist, war das Sahnehäubchen.« Andrea Ikker ging aus der schwäbischen Idylle nach Paris. An der Musikhochschule Stuttgart hatte die Flötistin zwar auch – zur Sicherheit – eine Aufnahmeprüfung abgelegt, doch »mit 17 überlegt man ja nicht lange, wenn Paris ruft«. Aus Frankreich kam eben diese ganz spezielle Art zu spielen. Andrea Ikker schwärmt noch heute von den ersten Rampal-Platten, die sie sich als Jugend-

liche angehört hatte. »So wollte ich spielen können!« Auréle Nicolet ermutigte Ikker zum Auslandsstudium, weil die französische Schule zudem als sehr strenge Schule galt. »Da werden einem auch mal die Überflieger-Flügel gestutzt«, lacht sie. »Ich wollte auf jeden Fall im Ausland Erfahrungen sammeln«, erklärt Nina Ashton. »Im April 2012 habe ich Dag Jensen persönlich kennengelernt, kannte aber auch schon seine CDs.« Jensen war der Grund, warum es München wurde. Wäre Dag Jensen noch in Hannover Professor, würde Nina Ashton wohl am Maschsee sitzen.

Lisa Outred bewarb sich für das Aufbaustudium in Stuttgart – wegen Professor Ingo Goritzki, einem »hervorragenden Pädagogen«. Sie habe ein einfaches Flugticket gekauft und sei mit Koffer und Oboe nach Deutschland gereist. Goritzki habe zugehört und meinte, dass er eigentlich keinen Platz frei hätte. »Er wollte wissen, ob ich mich in anderen Städten beworben hätte. Ich war so naiv und hatte das nicht und hatte auch keine Ahnung, wie schwer es war, einen Platz zu bekommen. Dann sagte er, also gut, fangen wir morgen an.«

Für eine Aufnahmeprüfung kann sich jeder anmelden. Je nach Aussagekraft wird man dann zum Vorspiel eingeladen. »Die Chancen waren eigentlich gleich null damals«, erinnert sich Andrea Ikker. »Es gab zwei Klassen à 14 Schüler, zwölf davon gingen an Franzosen, zwei an Ausländer. In dem Jahr, in dem ich mich beworben habe, war ein einziger Platz frei.« Der Druck war immens, die rechnerische Wahrscheinlichkeit gering. Doch jugendliche Wildheit und Unbefangenheit ermöglichen so allerhand.

### »» Ich musste Technik und Ansatz ändern. *Lisa Outred* ««

Worin lagen die Schwierigkeiten als »Ausländer«? Andrea Ikker gibt zu, dass es ihr anfangs schwerfiel, auf eigenen Beinen zu stehen. »Es war schrecklich! Ich wäre fast verhungert.« Heute kann sie darüber lachen. Kochen, den Alltag organisieren, das Geld einteilen – all das muss man ja lernen, im Ausland noch einmal mehr. Zumal eine große Eingewöhnungszeit nicht vorgesehen war. Gleich am Folgetag der Prüfung fand der erste Unterricht statt. »Ich hatte das Glück, eine Kommilitonin kennenzulernen, die auch die Aufnahme bestanden hatte. Die war sechs Jahre älter und fast ein Mama-Ersatz. Die hat viel dazu beigetragen, dass ich überhaupt überlebt habe.«

Nina Ashton ist die Umstellung leichtgefallen. Deutschland und England seien nicht so unterschiedlich, findet sie. »Ich war nach der Schule drei Monate in Madagaskar. Das war ein Unterschied...« »Das Schwerste war«, erzählt Lisa Outred, »dass ich die Technik ändern musste, insbesondere den Ansatz. Die andere Herausforderung war die Kälte. Ich habe nicht verstanden, wie man bei 6 Grad rausgehen kann. Der erste Winter war schon sehr hart...«

### »» Dokumente, Versicherungen – kompliziert! *Nina Ashton* ««

Die Sprache ist oft das größte Problem. Andrea Ikker bestätigt das. »Ich hatte zwar in der Schule Französisch – aber das hat mir gar nichts geholfen. Ich habe nichts verstanden und auch den Mund nicht aufgekriegt.« Aber wenn man über die erste »Schockstarre« hinauskomme, dann klappe es plötzlich. Hart war auch, dass der Wochenplan dermaßen vollgestopft war. Paris war einerseits »ein wahnsinniges Hochgefühl«, aber auch der Gedanke »Wer hat mich denn da angemeldet?« kam gelegentlich auf. »Mein Deutsch ist heute ein bisschen besser«, meint Nina Ashton mit typischem britischen Understatement. »Aber am Anfang war es schon schwer.« Sie habe zwar ihren A-Level in Deutsch in der Schule gehabt, doch »das Niveau ist nicht sehr hoch«. Allerdings sei die Hochschule sehr international und jeder spreche Englisch. »Welche Dokumente man vorlegen musste, Versicherungen – das war kompliziert am Anfang.« Schwierig sei auch gewesen, einen Überblick über das Studium zu bekommen. »Welche Kurse muss ich belegen? Wie melde ich mich an? Wie bewerbe ich mich für Prüfungen? In London war das alles durchgetaktet.« Allerdings sei man daher in Deutschland flexibler.

Sollten Studierende ins Ausland gehen? »Auf jeden Fall«, meint Andrea Ikker. »Wegen allem! Man muss die Welt sehen, Sprachen lernen. Man muss hören, was andere Lehrer sagen, wie andere Leute spielen. Es ist eine wahnsinnige Bereicherung.« Die Flötistin glaubt, dass ein Auslandsstudium heute sogar leichter geworden sei. »Wir waren damals drei deutsche Studenten in den ganzen Jahren.« »Es ist immens wichtig«, findet auch Nina Ashton, »andere kulturelle Erfahrungen zu sammeln, Sprachen zu lernen. Nur so verstehen sich die Menschen und so lernt man auch das Verständnis für die unterschiedlichen Kulturen und Länder.« ■

# EIN KOLUMBIANER

## HAROLD BEDOYA AGUDELO ÜBER EINE BESONDERE REISE

VON CORNELIA HÄRTL

MIT KULTURELLEN UNTERSCHIEDEN UND DER SPRACHE HATTE HAROLD BEDOYA AGUDELO ZU KÄMPFEN, ALS ER AUS DEM FERNEN KOLUMBIEN NACH MANNHEIM KAM, UM DORT KOMPOSITION ZU STUDIEREN. IN SEINEM ABSCHLUSSWERK »VIAJE«, EINEM KONZERT FÜR SOLOPAUKE UND SINFONISCHES BLASORCHESTER, BESCHREIBT ER DIE EINDRÜCKE UND ERFahrungen, DIE ER WÄHREND SEINES AUFENTHALTS IN MANNHEIM GEMACHT UND WIE ER SIE VERARBEITET HAT.

Harold hatte bereits einige Zeit in Kolumbien studiert, als ihm sein Kompositionsprofessor Sergio Mesa, der selbst in Heidelberg Musik studiert hatte, den Wechsel an eine deutsche Musikhochschule empfahl. Drei bis vier Monate vor der Aufnahmeprüfung in Mannheim stand bereits ein Deutsch-Intensivkurs an, da Harold bis dahin noch kein Wort Deutsch verstand. Mit dem Niveau B.1 kam er dann schließlich nach Deutschland, wobei diese Einstufung seiner Meinung nach eher zweifelhaft war: »Man kommt nach Deutschland und versteht immer noch kein Wort.«

Die Aufnahmeprüfung hat er als besonders aufregend in Erinnerung, »wegen der Unsicherheit, ob ich bestanden habe oder nicht«. Danach aber sei es leichter geworden, auch wenn er schmunzelnd gesteht: »Probleme gibt es immer. Die Unterstützung, die ich von meiner Familie erhielt, war für mich deshalb sehr, sehr wichtig.« Seine Vorstellung beziehungsweise das Ideal von Deutschland als Musikland wurde leider etwas getrübt, als er bemerkte, dass sich bei weitem nicht alle Deutschen mit klassischer Musik auskennen. »Nicht alle wissen, wer Brahms war, sondern kennen Musik nur aus dem Radio und den Charts.«

Auf die Frage, ob er sich auf den Hochschulwechsel konkret vorbereitet hat, muss der 1988 Geborene lachen: »Ja, das dachte ich. Aber schon nach etwa zwei Wochen wurde mir klar, dass ich sowohl sprachlich als auch fachlich wirklich noch hart arbeiten muss! Man ist vielleicht etwas naiv, wenn man ins Ausland geht und denkt, man sei vorbereitet auf das, was ei-

nen dort erwartet.« Da er in Kolumbien bereits acht Semester studiert hatte, ging er davon aus, dass er zumindest fachlich ganz gut vorbereitet sei. »Ich habe in Kolumbien viel gelernt, allerdings nur bis zu einem gewissen Punkt.« In Deutschland begann er aber noch einmal von vorne und musste erkennen, dass es sich dabei keineswegs um eine reine Wiederholung handelte. Das Studium in Deutschland ging viel mehr in die Tiefe.

» **Man ist vielleicht etwas naiv, wenn man ins Ausland geht und denkt, man sei vorbereitet auf das, was einen dort erwartet.** «

Viele der Techniken, die er hier dann lernte, versuchte er in seinem Abschlusswerk »Viaje« unterzubringen. So zum Beispiel die Theorie der Untertöne, in der es vor allem um Akustik geht und von der er im Unterricht bei Markus Theinert zum ersten Mal gehört hatte.

Dass Musiker es im Ausland leichter haben, weil sie doch die Weltsprache Musik sprechen, glaubt Harold nur bedingt. Die Theorie und Struktur, die nämlich hinter der Musik steckt und mit welchen pädagogischen Mitteln diese vermittelt wird, kann sich doch sehr stark unterscheiden. Harold erfuhr das am eigenen Leib: »Ich wusste zwar was ich höre, aber die Begrifflichkeit war ganz anders.« Mit diesem Problem hatte aber nicht nur Harold zu kämpfen: Etwa die Hälfte der Studierenden in Mannheim

kommt aus dem Ausland. »Man kommt mit einem Wörterbuch in den Kurs!« In Deutschland bestehe außerdem das Problem, dass verschiedene Schulen mit unterschiedlichem Vokabular arbeiten. »Wenn man in Mannheim Musiktheorie lernt und dann nach Stuttgart geht, verstehen einen die Leute nicht.« Einige ausländische Studierende scheitern allein an diesem Problem. »Das ist wirklich traurig, Musik kann schließlich ohne diese Theorien leben.« Für den kreativen Prozess sei dieser Kampf mit unterschiedlichen Theorien und Begrifflichkeiten sogar eher hinderlich.

»Allein die Vorstellung, die Sprache von Mozart, Beethoven, Bruckner und so vielen wichtigen Komponisten zu sprechen... Für mich war Deutsch als Sprache mehr eine Herausforderung als ein Hindernis. Ich habe gemerkt, dass Musik auch viel mit Sprache zu tun hat. Viele Strukturen in der Musik erschließen sich leichter, wenn man die Sprache kennt.« Allein aufgrund dessen war es für Harold von Vorteil, nach Deutschland zu kommen.

Er sieht aber durchaus auch die Probleme, die an deutschen Musikhochschulen bestehen. Auch wenn die fremde Sprache und die neue Kultur für ausländische Studierende durchaus erschwerend sind, so findet Harold dennoch: »Für Ausländer ist es fast einfacher, an einer deutschen Hochschule angenommen zu werden, da sie ja meist schon vorab in ihrem Heimatland ausgebildet wurden und somit im Vorteil sind.« Trotzdem läuft der Konkurrenzkampf unter den Studierenden in einem gesunden Ausmaß ab.

# IN MANNHEIM

An seinem Paukenkonzert »Viaje« (spanisch: Reise) arbeitete Harold insgesamt drei bis vier Jahre. »Angefangen habe ich dabei mit der Idee von einer Reise – und zwar im Sinne von Entdeckung. Reise ist außerdem unvermeidbar mit Bewegung verbunden.« Der erste Teil des Werks – und

» Man kann entweder viele Probleme haben, oder einfach lachen – und lachen ist normalerweise gesünder. «

auch von Harolds Reise nach Mannheim – ist noch eher romantisch. »Und dann kommt man irgendwann in der Realität an: Du bist in Mannheim, aber niemand hier weiß, was die Mannheimer Schule war.« Auf diese Weise machte Harold die Erfahrung, dass sich Deutschland gar nicht so sehr von seinem Heimatland unterscheidet. Trotz der beeindruckenden kulturellen Geschichte Deutschlands sei auch hier das Interesse daran bei vielen nicht besonders ausgeprägt.

Am Anfang sollte in dem Werk nur eine imaginäre Reise beschrieben werden, voll von Rhythmen und Melodien aus Südamerika. Aber dann machte Harold an der Musikhochschule ein paar Erfahrungen, die ihn zum zweiten Teil des Stücks, einem Walzer, inspirierten. Da einige Professoren ihn möglicherweise aufgrund seiner Art für frech hielten, hatte er mit einigen Problemen zu kämpfen. »Der Walzer klingt ziemlich grotesk und ist ein bisschen wie schwarzer Humor«, erläutert Harold, »man kann entweder viele Probleme haben, oder einfach lachen – und lachen ist normalerweise gesünder«.

In dem Walzer werden wagnerianische Harmonien mit zirkusartigen Rhythmen verarbeitet. »Nichts gegen Wagner, dieser Teil sollte einfach die Einstellung eines Profes-



sors, der Musik als ernste Angelegenheit verstand, karikieren. Musik kann schließlich auch lustig sein.« Tatsächlich klingt das ganze laut Harold »ein bisschen wie ein ganz makabrer Clown«.

Auch der letzte Teil ist auf besondere Weise entstanden, es handelt sich nämlich um eine Transkription der Geräusche seiner unmittelbaren Umgebung: Harold lebt in Mannheim in einer Straße, in der buntes Treiben herrscht und wo viele Menschen unterschiedlicher Herkunft wohnen. Seine Wohnung liegt über einer Kneipe und hinter dem Haus befindet sich die Orientalische Musikakademie.

»Irgendwann musste das Stück fertig werden, deshalb habe ich einfach alles, was ich gehört habe, niedergeschrieben: Jemand in der Orientalischen Musikakademie hat gesungen, in der Kneipe unten lief laute Musik, ich konnte meinen Nachbarn reden hören und eine Katze miauen – das war eine große Unordnung«, beschreibt Harold lachend seine letzten Schritte. In diesem Teil versuchte er außerdem, die Theorie der Untertonreihe einzuarbeiten.

Uraufgeführt wurde »Viaje« übrigens im Frühjahr beim Rosengartenkonzert der Mannheimer Bläserphilharmonie. Solist an der Pauke war dabei Dominique Civilotti. Er war es auch, der Harold dazu anregte, ein Stück für die Mannheimer Bläserphilharmonie zu schreiben.

Wie Harolds persönliche Reise weitergeht, ist noch nicht ganz klar. »Ich möchte hier gerne noch weiterstudieren. Ob es aber Komposition sein wird, steht noch nicht fest.« Momentan interessiert er sich auch sehr für Musiktherapie. »Musik kann ein Heilmittel sein, genauso aber auch ein Gift.«

Besonders dankbar ist Harold vor allem den Professoren Doris Geller, Wolfgang Müller-Steinbach, Sidney Corbett und Dres Schildknecht: »Sie haben mir beigebracht, Musik auf Deutsch zu verstehen.« Das Wertvolle an der deutschen Tradition ist laut Harold das Verständnis von Musik als Sprache. »Die Schwierigkeit und die Kunst liegt darin, aus den Grundbausteinen, zum Beispiel Noten, logische Abläufe und schließlich Musik zu machen.«

# IMMER (NOCH) UNTERWEGS

## EMMANUEL PAHUD ÜBER SEIN INTERNATIONALES LEBEN



VON KLAUS HÄRTEL

WIR »ERWISCHEN« EMMANUEL PAHUD IN LUXEMBURG, WO ER IM RAHMEN EINES FESTIVALS AUFTRITT. GESTERN WAR ER ZU CD-AUFNAHMEN IN MÜNCHEN, MORGEN WIRD ER IN EINER JURY IN KOPENHAGEN SITZEN. DANACH GEHT'S ZU KONZERTEN IN DIE SCHWEIZ UND SCHLIESSLICH NACH BRASILIEN. KEINE FRAGE, ZUM THEMA »MUSIKER IM AUSLAND« GIBT ES KEINEN BESSEREN EXPERTEN ALS DEN SOLOFLÖTISTEN DER BERLINER PHILHARMONIKER. WOBEI: WO IST EIGENTLICH »AUSLAND«?

**CLARINO:** Schon als Kind sind Sie ständig umgezogen: von Genf nach Bagdad, von da nach Paris, nach Madrid, Rom und Brüssel. Sie studierten in Paris, arbeiten in Basel und München und sind nun bei den Philharmonikern in Berlin. Während dieses Interviews sitzen Sie gerade in Luxemburg. Welchen Ort nennen Sie Heimat? Wo sind Sie zu Hause?

Emmanuel Pahud: Ich bin in Berlin zu Hause. Das kann ich klar sagen, denn dort wohne ich seit 1993, also seit über 20 Jahren. Und das ist fast die Hälfte meines Lebens.

Sind Sie also nach den zahlreichen Umzügen, die dem Beruf Ihres Vaters geschuldet sind und auch ihrer eigenen Karriere, sesshaft geworden?

Das kann man so eigentlich nicht sagen. Berlin ist ein Bezugspunkt, ein Lebenszentrum. Das ist mir sehr wichtig, gerade wenn man so viel unterwegs ist. Ich fliege jedes Jahr sicherlich genauso viel wie das Flugpersonal. Ich bin froh, dass ich die Philharmonie habe, dass ich ein Zuhause habe. Von dort steuere ich die anderen Dinge. Berlin ist der Fixpunkt, von dem aus ich abreise und wohin ich immer zurückkomme.

Sind Ihnen diese ständigen Umzüge damals und das Einstellen auf die neue Umgebung, die neue Sprache, leichtgefallen? Denn man ist ja immer »der Neue«...

Ehrlich gesagt, habe ich nichts gemerkt. Die ersten Jahre bin ich mit meinen Eltern zusammen gewesen und habe so vage Erinnerungen, die durch Fotos oder Film gestützt sind. Erst mit der Einschulung, mit den Beziehungen, die man zu den dortigen Menschen aufgebaut hat, wurde es mir bewusst. Der erste Umzug, den ich wirklich miterlebt habe, war der nach Brüssel. Ich habe später in Paris studiert, während meine Eltern noch in Belgien gelebt haben. Danach bin ich von Basel nach Paris gependelt. Das war also auch kein richtiger Umzug. Der nächste richtige Umzug war der nach Berlin. Von daher habe ich das

nicht als ständiges Umziehen empfunden. Man hat sich ein bisschen durch die Gegend bewegt. Und ob man einen Koffer mitschleppt oder mit einem ganzen Lastwagen kommt, macht letztendlich nicht so viel aus. Ich bin anpassungsfähig und ein Mensch, der gerne reist. Das gehört dazu, das macht meinen Alltag bunt – obwohl jeden Tag das gleiche Procedere stattfindet. Frühstück, Fahrt zum Flughafen, Einchecken, Flug, Mittagessen, Probe, Konzert. Jeden Tag spielt sich das gleiche ab – und doch ist es immer unterschiedlich.

Ist es für Sie als Musiker Ziel gewesen, in aller Welt Musik zu machen und die Musik der ganzen Welt kennenzulernen?

Das war nie das Ziel. Das hat sich so entwickelt. Ich habe großen Appetit auf neue Erkenntnisse und neue Begegnungen aus der Musikwelt. Und die müssen nicht unbedingt in der klassischen Musik liegen. Die können auch aus der ethnischen Musik, dem Jazz oder woher auch immer kommen. Andere Formen des Ausdrucks der Kulturen finde ich hochspannend. Das bereichert mich. Ich glaube, das ist schon immer eine Quelle der Inspiration für sehr viele Komponisten gewesen. Je mehr ich erfahre und je mehr Verbindungen ich schaffen kann, desto besser kann ich an die Musik herangehen.

Sprachprobleme hatten Sie ohnehin nie?

Nein, nie gehabt. Ich habe eine Begabung, was Fremdsprachen betrifft. Wenn man als Kind in fremden Ländern lebt – Spanien, Italien – nimmt man die leichter auf. In Belgien spricht man ein bisschen von allem, auch Französisch natürlich. England und Deutschland sind Nachbarländer, das habe ich dann auch im Fernsehen verfolgt. Ich spreche diese fünf europäischen Sprachen, ohne sie »richtig« gelernt zu haben. Natürlich habe ich das auch in der Schule gelernt, aber dort war das nie ein Problem, weil ich schon alles verstehen und sprechen konnte. Slawische Sprachen allerdings sind mir ein Rätsel, wie auch asiatische Sprachen.

Fotos: Lutz Voigtländer, Josef Fischmaller

**Stimmt es, dass Musik eine Weltsprache ist? Oder ist das ein Klischee?**

Natürlich kann man sagen, Musik ist eine Sprache. Die ist tatsächlich codiert, wie es mit einem Alphabet bei anderen Sprachen auch der Fall ist. Selbstverständlich hat Musik auch einen gewissen Ausdruck, egal welcher Herkunft das Publikum oder die Ausführenden sind. Aber weil jede Musik vertraut ist, wirkt sie auf das jeweilige Publikum anders. Was einem in der Heimat vertraut ist, ist einem Brasilianer noch lange nicht vertraut. Aber: Man kann mit Leuten gemeinsam musizieren, wo sonst kein sprachlicher Kontakt besteht. Das Publikum kann das verstehen und mitmachen. Allerdings muss man die Musik lernen und sich dafür interessieren, um sie zu verstehen. Je mehr man sich damit beschäftigt, desto mehr entdeckt man und desto spannender wird es.

**War der Umzug nach Berlin eine bewusste Entscheidung für die Stadt bzw. Deutschland oder eher fürs Orchester?**

Es war eine Entscheidung für das Orchester. Wenn ich nicht nach Berlin gegangen wäre, wäre ich aber trotzdem im deutschsprachigen Raum gelandet. Geografisch war es eine Veränderung, kulturell nicht. Die Chance zu bekommen, zu den Berliner Philharmonikern zu gehen, einem Orchester mit so berühmten Vorgängern wie James Galway oder Aurèle Nicolet, ist etwas Besonderes. Ich fand damals aber auch Berlin sehr anziehend. Die Wende war gerade ein paar Jahre alt. Es war eine sehr spannende Zeit. Es hat dann fast zehn Jahre gedauert, bis Berlin von innen aufgeblüht ist. Berlin ist eine Stadt, die sich auch heute noch ständig verändert. Eine Stadt mit solch einer Geschichte ist einzigartig.

**Gibt dann die Attraktivität einer Stadt ein Stück weit einen Ausschlag?**

In meinem Fall nicht. Es waren einzig die Leistung und das Niveau der Orchester. Die Münchner spielten unter Sergiu Celibidache und die Berliner Philharmoniker unter Claudio Abbado. Das war für mich entscheidend. Das hatte wirklich nichts mit der Stadt zu tun. Wären die Berliner Philharmoniker in Nizza gewesen, wäre ich wahrscheinlich nach Nizza gegangen.

**Ist Deutschland denn heute immer noch ein Traum für einen Profimusiker?**

Schon. Ich schätze, mehr als zwei Drittel der Orchesterliteratur kommt aus dem

deutschsprachigen Raum. Von daher ist es kein Wunder, dass prominente Orchester aus dem deutschsprachigen Raum kommen. Natürlich gibt es auch in Frankreich, Russland, England oder Holland hervorragende Orchester, aber in Deutschland gibt es große Möglichkeiten auch im Hinblick auf die Kulturzentren, die die Orchester in der Stadt, in der sie zu Hause sind, bilden.

**Als Sie als »Ausländer« nach Paris kamen oder nach Deutschland zum Arbeiten gingen, gab es keine Schwierigkeiten?**

Meine Familie ist französischer und schweizerischer Abstammung. Ich habe auch beide Pässe. Ich fühle mich weder mehr als Schweizer noch mehr als Franzose. Es gibt gewisse Züge, in denen man die jeweiligen Nationalitäten erkennen kann. Die habe ich auch. Ich bin also aus verschiedenartigem Material gestrickt und die Anpassungsfähigkeit ist in meiner Familie seit Generationen vorhanden. Auch meine Großeltern und deren Vor-

fahren haben einen Migrationshintergrund. Ich habe das nie so empfunden, dass ich mich in Rom, Brüssel, Paris oder wo auch immer besonders anpassen musste. Ich habe genossen, was die Stadt zu bieten hatte. Egal, wo ich hinkomme, fühle ich mich sofort zu Hause. Ich nehme meinen Koffer mit und meine Laune und meine Eigenschaften ebenso.

**Sie haben in Bezug auf Ihre CD »Around the World« im Jahr 2013 geschrieben: »Wer weit reist, hat es leichter, ganz tief im Inneren, bei sich selbst anzukommen.« Sind sie immer noch unterwegs oder sind Sie angekommen?**

Ich bin noch unterwegs. Angekommen sein könnte ich ja auch erst, wenn ich wüsste, wohin die Reise geht. Ich weiß zwar, wie es endet, aber ob ich jemals wirklich zur Ruhe kommen werde, weiß ich nicht. Ich liebe dieses Leben, immer unterwegs zu sein, in Bewegung und in Begegnung zu sein. Möglicherweise lasse ich mich davon auch ablenken von irgendetwas, ich weiß es nicht. Diese Reisen musikalischer, kultureller, kulinarischer Art – das ist mein Leben! ■



# EIN UNGAR IN DER WÜSTE DER UNBEGRENZTEN MÖGLICHKEITEN



## POSAUNIST DR. GYÖRGY GYIVICSÁN IN KATAR – EIN WECHSELBAD DER KULTUREN

VON RENOLD QUADE

»BAUKRÄNE, ZEMENTMISCHER UND PRESSLUFTHÄMMER SPIELEN IN DOHA EINE SYMPHONIE DES FORTSCHRITTS. DIE HAUPTSTADT DES KLEINSTAATES KATAR AM PERSISCHEN GOLF DRÖHNT, FASZINIERT, VIBRIERT« – SO BESCHREIBT DER JOURNALIST ANDREAS STRÄTER SEINE EINDRÜCKE VOM ZENTRUM DER STAUBTROCKENEN HALBINSEL, DIE WIE EIN DAUMEN IN DEN PERSISCHEN GOLF RAGT.

Und Katar macht seit geraumer Zeit nicht nur in Sachen Fußball von sich reden. Gerade einmal halb so groß wie Hessen, entwickelt es sich rasant zur wirtschaftlichen und politischen Regionalmacht im Nahen Osten und vergisst wohl auch nicht die musikalische Hochkultur.

Vor Ort fest installiert ist das »Qatar Philharmonic Orchestra«. Rund 60 Streicher, 15 Holzbläser, 15 Blechbläser, fünf Schlagwerker und eine Harfe – ein durch und durch international besetztes Sinfonieorchester – mitten im arabischen Kulturkreis. Europäische Musik, arabische Musik, Weltmusik zwischen Hitzestau und Klimaanlage. Mit von der Partie der ungarische Posaunist György Gyivicsán.

György Gyivicsán, geboren am 13. November 1977 in Tótkomlós/Ungarn. Seine musikalische Ausbildung begann an der Musikschule Tótkomlós. Sie wurde fortgesetzt am Konservatorium in Szeged und führte ihn schließlich an die Musikhochschulen von Freiburg und Bern. Branimir Slokar wurde 1999 beim internationalen Wettbewerb in Guebwiller auf ihn aufmerksam und sein größter Förderer. Von 2002 bis 2004 arbeitete György Gyivicsán im Rundfunk-Sinfonie-



orchester Berlin, im Jahr 2003 gewann er den internationalen Wettbewerb für Posaune in Porcia (Italien), seit 2004 ist György Gyivicsán Mitglied des Slokar Posaunenquartetts, seit 2005 unterrichtet er an der Universität in Szeged und trägt seit 2013 den Doktordegree der Musikademie Budapest. Grundsätzlich lebt er in Tótkomlós, das ist seine Heimat. Er ist verheiratet, hat eine dreijährige Tochter und ist seit Januar 2013 stolzer Vater von Zwillingen. Seine Frau wohnt mit den Kindern in Tótkomlós. In ihrem Haus ist es selten still. Es tollten die Kinder oder György spielt Posaune, gelegentlich auch beides zusammen. Seine Dienste in Katar lassen regelmäßige Besuche in der Heimat und auch sein Engagement beim Slokar Posaunenquartett zu. Seine Tochter antwortet auf die Frage »Wo ist dein Vater« ganz munter mit »in Katar«, wengleich sie natürlich noch nicht so genau weiß, wo das ist. ... »Und was macht er da?« ... »Er spielt Posaune.«

Das klingt alles nicht unkompliziert, doch ist Familie Gyivicsán mit diesem, befristet angedachten Leben in der Balance. »Ich reise wahnsinnig viel. Viel Zeit verbringe ich in Autos, Zügen und Flugzeugen, aber es ermöglicht mir eine interessante Arbeit und ich



György Gyivicsán und seine Posaunen-Kollegen in Katar.

lerne viele interessante Leute kennen. Natürlich muss man sich gut organisieren und es gibt auch schon einmal verrückte Situationen: Im Winter waren wir mit dem Quartett in Zermatt in der Schweiz, dann zwei Tage später hatte ich eine Probe in Katar. In Budapest hatte ich fünf Stunden Zeit zum Umsteigen. Somit hatte ich also zwei Koffer im Auto – einen voll mit Winterkleidung, einen anderen mit Sommerkleidung – beim Umstieg habe ich nicht nur das Verkehrsmittel, sondern auch den Koffer gewechselt. In Katar ist es immer heiß, auch im Winter über 30 Grad.«

#### DOHA, DIE HAUPTSTADT VON KATAR

Nein, Katars Hauptstadt Doha, so scheint es, will kein neues Dubai werden, denn das gibt es ja schon. Gilt Dubai doch eher als protzig, knallbunt und irgendwie kulturverloren, so müht sich Doha um ein anderes Bild. Aber auch dort trifft man auf mindestens zwei Welten, moderne Gigantomane mit allen Fragwürdigkeiten inbegriffen. Die eine Welt ist zum Beispiel in der Altstadt anzusiedeln. Als wären die Uhren zurückgedreht, schaukeln kleine Daus im Hafen. Männer in langen weißen Gewändern ziehen an Wasserpfeifen und dippen ihr Brot in Tabouleh-Salat, einer Köstlichkeit aus Minze, glatter Petersilie, Knoblauch und einem Spritzer Limette. Frauen, teilweise komplett verhüllt, huschen durch die Straßen, ganz wie zu Zeiten der Kalifen.

Nur zehn Kilometer außerhalb bildet sich eine ganz andere Welt auf einer künstlichen Insel, die die Kontraste auf die Spitze treibt. »The Pearl«, so heißt ein neu angelegter Stadtteil am Wasser, der auch den Beinamen »Porto Arabia« trägt. Er sieht

aus wie eine Austerperle und spielt auf die Zeit an, in der die Region noch das Land der Perlentaucher war. Aber nicht nur Zuchtperlen aus China und Japan verwässerten vor dem Zweiten Weltkrieg dieses Geschäft. Als man die Bodenschätze Erdgas und Öl entdeckte, da musste und wollte wohl kaum einer mehr sein Geld mit Perlentauchen verdienen. Nahe der Insel Pearl ist heute auch das »Cultural Village« angelegt. Dort gibt es viele Museen, eine Musikakademie und ein Opernhaus. Im Opernhaus probt und konzertiert das Qatar Philharmonic Orchestra. Außerhalb des Village gibt es zudem noch das Qatar National Convention Center, das ebenfalls als Spielstätte dient.

#### DAS ORCHESTER UND SEIN REPERTOIRE

Die Musiker des Orchesters kommen wahrlich aus vielen Nationen, wobei das Gros europäisch ist. Der Posaunensatz zum Beispiel ist eindeutig ungarisch dominiert. Der gerade neu hinzugekommene Kollege Dimo Pishtyalov ist nun Bulgare. Aber György Gyivicsán und er kennen sich schon aus ihrer Studienzeit in Bern. Als alte Freunde freuen sie sich, nach Jahren wieder miteinander arbeiten zu können. Und so mischen sich die internationalen Lager quer durch alle Register. Allgemein fällt sicher auf, dass die Musiker des Orchesters durchschnittlich sehr jung sind. Dies ist ohne Frage auch einem gewissen Abenteuerreiz geschuldet, den wohl gerade junge Musiker bei der Auswahl ihres Berufsstandortes gerne mit in die Waagschale werfen. Die ältere Generation verspürt wahrscheinlich weniger große Lust, in einem ganz fremden Land zu leben und zu arbeiten.

In Sachen Repertoire verhält es sich, was die internationale Durchmischung betrifft, im Prinzip genau so wie mit der Zusammensetzung der Musiker. Sinfonische Werke von Mahler, Schostakowitsch, Tschaikowsky, Beethoven oder Strauss, das komplette internationale Repertoire, aber auch arabische Werke stehen auf dem Spielplan. Die neue Chefdirigentin Han-Na Chang führt das Orchester zu hervorragenden Leistungen. »Sie ist sehr stark. Die Proben sind sehr anstrengend, aber auch sehr motivierend. Das Orchester bringt folglich in den Konzerten ein wirklich sehr hohes Niveau.«

Zu vielen Werken benötigt aber auch dieses Orchester natürlich zusätzliche Musiker: Aushilfen für aufgestockte Bläserbesetzungen der großen Romantiker oder auch Schlagwerk für arabische Werke. Das ist in Katar aber keinesfalls so einfach wie in Berlin, wo etliche Orchester und viele freie Musiker ganz in der Nähe sind. Deshalb müssen aus Europa und der ganzen Welt immer wieder Musiker nach Katar eingeladen werden. Das ist aufwendig und kostet Geld. Wohl kein so schwieriges Problem. Die großen Werke stehen selbstverständlich regelmäßig auf dem Programm. In Sachen Kammermusik ist man auch aktiv. Die Blechspieler fügen sich vier- bis fünfmal pro Jahr zu einem Brassensemble zusammen und bringen eigene Programme zur Aufführung.

#### ZUHÖRER

In der Metropolregion Doha leben über 800 000 Menschen und die Gesellschaft ist äußerst international geprägt. Da ergibt es sich zwangsläufig, dass Zuhörer aus der ganzen Welt Interesse an den Konzerten haben. Gemäß Kartenverkauf sind die Konzerte in der Regel nahezu ausverkauft. Auch im großen Saal des Convention Centers, der immerhin Platz für rund 3000 Besucher bietet. Trotzdem kommt es vor, dass das Haus nicht immer bis auf den letzten Platz besetzt ist. Es gibt durchaus Kartenbesitzer, die ihren Platz nicht bei jedem Konzert in Anspruch nehmen. Das Publikum beschreibt Gyivicsán im Allgemeinen als sehr interessiert und begeisterungsfähig. Dabei bleibt es gelegentlich aber nicht aus, dass immer wieder einmal ein Musikfreund mit Freude zwischen den Sätzen klatscht.

#### LEBEN UND LEBENSQUALITÄT

»Mein Leben hier ist wirklich komplett anders als in Europa. Alles funktioniert hier



Zu Doha gehören auch die Hochhäuser.



Mit dem Wüstenschiff in die Wüste. Auch das ist Katar.

anders. Oft frage ich mich: wie? Aber es geht trotzdem. Zum Beispiel ändern sich die Programme des Orchesters sehr oft. Aber nicht nur die Werke, die wir spielen, auch die Konzerttermine. Kurzfristig kommt etwas dazu, manchmal fällt etwas raus. Die Araber organisieren sich anders. Sie lieben es zum Beispiel, Entscheidungen ihren aktuellen Lebenssituationen anzupassen, und genießen diese Flexibilität auf ihre eigene Art.«

#### STRASSENVERKEHR

»Der Straßenverkehr hier ist – natürlich nach unseren Maßstäben – ganz verrückt. Die einzige Möglichkeit, sich zuverlässig zu bewegen, ist definitiv nur mit einem Pkw. Ohne Auto ist man hier wahrlich aufge-

### » Die Araber passen Entscheidungen ihren aktuellen Lebenssituationen an. «

schmissen. Alles liegt grundsätzlich schon einmal sehr weit auseinander. Fuß- oder Fahrradwege, die gibt es eigentlich nicht und »öffentlicher Nahverkehr«, also Busse und Bahnen, die sind erst noch in der Planung. Benzinkosten sind ja kein Problem – bei 20 Cent pro Liter. Da spielt es auch keine Rolle, wenn ein Luxusauto einmal zwischen 20 und 30 Liter verbraucht. Alle Leute fahren auch sehr schnell. Hier darf man 80 oder oft auch 100 km/h in der Stadt fahren. Aber man fährt gerne schon einmal etwas schneller, und der allgemeine Fahrstil ist eher aggressiv als defensiv. Ich habe bisher gedacht, ein guter Autofahrer zu sein, aber hier musste ich viel Neues dazulernen – eher wie in der Formel 1. Dabei bin ich aber sehr vorsichtig

geworden. Ich möchte keinen Konflikt mit einem Rolls Royce oder einem Ferrari heraufbeschwören.«

#### STAUB

»Die ganze Stadt ist sehr staubig. Aber nicht nur, weil es hier viel Sand gibt, sondern besonders wegen der vielen Baustellen. Gebäude, Straßen, Kreuzungen – sie bauen und bauen und bauen. Die Stadt wächst rasend schnell. Oft, wenn ich ein oder zwei Wochen lang nicht hier gewesen bin, sehe ich bei meiner Rückkehr umgebaute Kreuzungen, neue Straßen und wieder neue Gebäude aus dem Boden wachsen. Was (mir) hier allerdings fehlt, das sind Grünanlagen mit Bäumen und Pflanzen. Sie probieren hier und da etwas anzulegen, doch ist das nicht so einfach in der Hitze – nicht zuletzt wegen der Tatsache, dass bestimmte Arten von Pflanzen besonders in diesem Klima immer und immer wieder mit Wasser versorgt werden müssen. Und apropos Staub. Es ist schon erstaunlich, wie die Kleidung der Araber immer so blühend weiß ist. Bei dem Staub.«

#### HITZE UND REGEN

»Es ist wirklich sehr, sehr heiß. Im Sommer oft über 50 Grad. Und ich glaube, selbst die Leute von Katar haben es nicht so wirklich gerne. Alle Gebäude, egal ob Einkaufszentrum oder Konzertsaal, werden mit Klimaanlage extrem gekühlt. Oft müssen wir in der Orchesterprobe einen Pullover anziehen. Und draußen sind 40 bis 50 Grad. Verrückt. Und oft haben wir Krankheitsausfälle wegen Erkältungen. Weil es drinnen so kalt und draußen so heiß ist. Im Sommer ist auch das Meer so warm wie ein Ther-

malbad. Ich kann mich im Wasser nicht abkühlen. Das habe ich nie für möglich gehalten. Und sollte es einmal regnen, das ist mit etwa zwei- bis dreimal pro Jahr sehr selten hier, dann ist man darauf nicht wirklich gut vorbereitet. Die meisten Kreuzungen stehen sofort unter Wasser und in den Einkaufszentren steht häufig ein Eimer pro Quadratmeter, weil das Wasser überall vom Dach tropft. Die Dächer sind wohl zu diesem Zweck nicht so gut isoliert.«

#### FREIZEIT

»Das Berufsleben hier ist sehr angenehm. Jeder Musiker hat sehr viel Zeit auch für sich selbst. Natürlich übe ich sehr viel und entwickle meine Fähigkeiten auf der Posaune weiter. Wenn ich schon meine Familie vermisse, finde ich hier beruflichen Ausgleich. Auch halte ich mich körperlich fit, denn man kann hier sehr viel Sport treiben. Mit den Kollegen fahren wir auch gerne einmal in die Wüste und haben dort ein bisschen Spaß. Mit großen Automobilen die Gegend zu erkunden und auch einfach nur Grenzerfahrungen zu machen.

Wenn wir einmal etwas trinken möchten, dann ist das Thema Alkohol hier von nur sehr geringer Bedeutung, denn: Alkohol ist nur sehr schwer zu bekommen. Nur in den Bars der teuren internationalen Luxus-hotels. Es gibt öffentlich nur »ein« Geschäft, den Likör Store. Dort dürfen nur Ausländer, die hier arbeiten, Alkohol kaufen. Aber auch nur mit Ausweis und dem Nachweis, begrenzt im Maximum 10 Prozent des Monatslohns für Alkohol ausgeben zu dürfen. Also, das Leben hier ist wirklich anders, aber es funktioniert, und man muss sich schon daran gewöhnen.«

# »ICH WILL WISSEN, WIE DIE MENSCHEN LEBEN«

JOSEPHA HANNER IM INTERVIEW



VON KLAUS HÄRTEL

DIE USA SIND DAS LAND DER UNBEGRENZTEN MÖGLICHKEITEN. UND TROTZDEM IST MAN NICHT ÜBERALL UNBEGRENZT ERREICHBAR. »DIE LETZTEN TAGE WAREN WIR IM DEATH VALLEY UND DORT GAB ES KAUM INTERNET-VERBINDUNGEN«, ERZÄHLT JOSEPHA HANNER, ALS DAS INTERVIEW STATTFINDET. WIR SPRACHEN MIT IHR ÜBER IHR FAIBLE FÜRS AUSLAND, DIE FUSSBALL-WM UND DIE GEMEINSAMKEITEN VON SÄNGERN UND FLÖTISTEN.

**Sie sind derzeit in den USA. Darf ich fragen, was Sie dort machen?**

Ich bin gerade in Kalifornien. Der Hauptgrund für diese Reise war IVACON, eine Konferenz des Institute for Vocal Advancement (IVA), eine weltweite Institution für Gesangs- und Gesangslehrausbildung. Es gab dort Seminare für Gesangstechnik, Methodik, Business Building, Performance-Technik, stimmwissenschaftliche Vorträge und Vorlesungen, Unterricht und vieles mehr. Ende des Jahres werde ich IVA-zertifizierte Gesangslehrerin sein. Eine weitere Fortbildungsstation ist das Jazz Camp in der Nähe von San Francisco, mitten in den Redwood Forests. Dort kommt dann die Querflöte zum Einsatz. Ich habe meine Instrumente ja klassisch gelernt, wage mich aber immer mehr in andere Bereiche vor. Vor allem Jazz in seiner ganzen Bandbreite fasziniert mich.

**Aber Sie haben darüber hinaus schon noch die Möglichkeit, etwas von der Umgebung zu erleben, oder?**

Mein Mann und mein Sohn sind mit dabei und wir werden natürlich auch reisen, um etwas von Land und Leuten zu sehen, z. B. ins Death Valley oder in den Yosemite Park.

### Beinhaltet die Freizeitgestaltung auch musikalische Aktivitäten?

Wir haben die Gitarre und die Querflöte dabei und wo es möglich ist, werden wir auch mal musizieren oder einheimische Musik anhören. Auf Konzerte zu gehen ist für uns auf dieser Reise eher schwierig, da unser Sohn noch zu klein ist. Aber vielleicht kommen wir einmal zum Tangotanz, das kann man ja in jeder größeren Stadt auf der Welt. Ansonsten sind wir sehr viel in der Natur unterwegs. Außer in San Francisco, da werden wir uns die Museen und architektonischen Highlights nicht entgehen lassen.

### Was fasziniert Sie überhaupt an Auslandsreisen?

Wahrscheinlich hat es in meinem Elternhaus begonnen. Meine Eltern haben mit uns Kindern nie Pauschalreisen gemacht, sondern sind mit dem Auto nach Spanien oder in die Türkei gefahren und haben dann das Land erkundet. Mein Vater reist noch immer sehr viel, in exotische Länder. Als ich Schülerin war, hatten wir oft Gast Schüler aus Südamerika für längere Zeit bei uns in der Familie. Daher kommt wohl, dass mich andere Länder und deren Menschen und Kulturen sehr interessieren. Ich will wissen, wie die Menschen in einem Land leben und ich will das selbst spüren, wie das ist, dort zu leben. Ich mag andere Sprachen. Deswegen habe ich meistens versucht, etwas dort zu »tun« und nicht nur Tourist zu sein. Ich war als Schülerin in Togo in einem Workcamp, als Studentin in Nepal als Volunteer in einer Schule tätig. Und in den Reisen nach Brasilien konnte ich dann auch die Musik mit einbringen.

### 2004 waren Sie in Recife/Brasilien und später in der Favela Rocinha in Rio de Janeiro. Erzählen Sie doch einmal.

In Recife bzw. Olinda war ich als Studentin mittels eines Stipendiats des ASA-Programms. Unsere Aufgabe war die Organisation und Durchführung von Musikkursen für Frauen und Jugendliche in sozial schwierigen Situationen. Nebenbei hatte ich aber auch Zeit, das Musikleben dort zu entdecken. Damals wurden die kulturellen Traditionen in dieser Region sehr gefördert und gefühlt gab es an jeder Straßenecke live unterschiedliche Musikarten zu hören. Von Afoxé über Maracatú und Forró bis hin zu Capoeira und Samba. Das war toll, das zu erleben, unter anderem auch, weil sich die jungen Leute dort selbst sehr dafür begeistern. Es gab auch klassische Konzerte mit international renommierten Musikern, wo man oft nur für 1 Real reinkam. Deshalb hat es mich drei Jahre später nach

dem Studium auch wieder nach Brasilien gezogen. In Rio de Janeiro habe ich an einer Musikschule für Kinder und Jugendliche aus der Favela Rocinha Querflöte und Flötenensemble sowie Stimmbildung unterrichtet. Diese Schule ist eine der sinnvollsten Einrichtungen, die ich bisher kennengelernt habe. Kinder und Jugendliche, die sonst nie mit Musik in Berührung kämen, sondern in der Favela herumlungern müssten oder sogar mit Drogen in Kontakt kämen, haben dort die Chance, Musik und Instrumente zu lernen, in einem Kinderchor zu singen und gemeinsam aufzutreten. Einige der ersten Schüler der Escola de Música da Rocinha unterrichten jetzt selbst dort oder spielen in einer Band und verdienen so ihr Geld. Eine meiner Schülerinnen stammt aus der Favela und hat die Aufnahmeprüfung an der Musikhochschule in Rio bestanden. Brasilien ist ein tolles Land, aber gerade in Rio sind die Armutsunterschiede extrem und Gewalt vorherrschend. Das ist einfach nur sehr schade. Ich bewundere die Menschen, die ich dort kennengelernt habe, und was sie aus ihrem Leben machen.

» Ich habe meistens versucht, etwas zu »tun« und nicht nur Tourist zu sein. «

### Wenn dieses Interview erscheint, ist die Fußball-WM in Brasilien noch im Gange. Verfolgen Sie die bzw. die Proteste?

Die WM verfolge ich ehrlich gesagt nicht. Die Proteste verfolge ich nicht aktiv, aber ich bekomme durch die Medien und durch meine Kontakte nach Brasilien genug mit. Vor allem was im Vorfeld dort passiert ist, die »Säuberungsaktionen« oder wie sie es nannten in den Favelas, von denen man nicht weiß, ob sie sinnvoll waren oder nur oberflächlich die Probleme für die Dauer der WM unter den Tisch gekehrt haben, oder zum Beispiel die Plünderungen und Morde nach Polizeistreiks in San Salvador, erschüttert einen natürlich mehr, wenn man Freundschaften dort geschlossen hat.

### Ihre Biografie vereint stets die Lehr- und die künstlerische Tätigkeit.

Ich wusste von Anfang an, dass ich nicht ausschließlich Lehrerin sein möchte, sondern auch Musik ausüben möchte. Das war mir immer sehr wichtig, sonst würde ich mich nicht vollständig fühlen.

### Als Flötenlehrerin, so ist zu lesen, beziehen Sie den ganzen Körper mit ein. Der Fokus liegt auf den Aspekten At-

### mungstechnik, Körperhaltung und Körpersprache und Kommunikation. Warum ist Ihnen das wichtiger als die Technik?

Die Technik ist mir eigentlich nicht weniger wichtig. Aber ich sehe diese Aspekte nicht getrennt voneinander. Ohne den Bezug zum ganzen Körper, zum Beispiel der Finger zur Atemgebung oder zur Haltung, bleibt es ein rein mechanisches Spiel und man kommt technisch dann oft nicht weiter. Es kommt auch darauf an, was der Schüler will oder braucht und was für ein Ziel er sich gesetzt hat. Mich persönlich spricht es mehr an, wenn jemand musikalisch ausdrucksvoll spielen kann, etwas rüberbringen kann, als wenn jemand nur technisch perfekt spielt. Auch wenn mal ein Fehler dabei ist, stört mich das dann nicht.

### Sie waren Lehrerin am Gymnasium. Warum haben sie das hinter sich gelassen?

Ein Grund war, dass ich nach der Geburt meines Sohnes Elternzeit genommen habe. Ein weiterer war, dass ich zum einen wieder mehr selbst musizieren und zum anderen lieber persönlicher und musiknäher unterrichten wollte. Das ist als Musiklehrerin mit 15 Klassen à 28 bis 30 Schülern am Gymnasium nicht möglich.

### Was haben Sänger und Flötisten gemeinsam? Kann man voneinander lernen?

Singen und Querflöte spielen haben sehr viel gemeinsam. Zum einen da Atemgebung und Körperhaltung bei beiden (oder eigentlich bei allen) Instrumenten gleich wichtig sind. Zum anderen ist die Tonerzeugung fast identisch. Die Flöte verlängert sozusagen nur das Ansatzrohr des Sängers und der Ton kommt nicht durch die Stimmlippen bzw. den Kehlkopfapparat zustande sondern durch die Lippen. Natürlich kommt beim Sänger meistens der Text dazu, aber auch bei der Flöte kann ich durch Vokaländerungen den Ton beeinflussen. Es klingt also ganz anders, wenn ich beim Anspielen eines Tones ein e oder zum Beispiel ein u im Mundraum forme. Durch gute Gesangstechnik kann ich auch mein Querflötenspiel verbessern. Wenn ich zum Beispiel beim Querflötenspiel falsch stütze, das heißt wenn dabei zu viele Hals- oder Kehlkopfmuskeln beteiligt sind oder sogar die Stimmbänder mitschwingen, hat das einen negativen Einfluss auf die Tonqualität. Durch eine gute Gesangstechnik schaffe ich ein Bewusstsein dafür und kann die Spannungen lösen. Wenn ich das auf das Querflötenspiel übertragen kann, entwickelt sich ein viel offenerer, vollerer Ton. ■

[www.josepha-hanner.de](http://www.josepha-hanner.de)